

**FRIEDENSPREIS**   
DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

**1990**  
**Karl Dedecius**

Börsenverein des Deutschen Buchhandels



## Heinrich Olschowsky

---

### *Laudatio*

### »...er bringt das Eine / zum Anderen«

Als ein zeitgemäßer Vorgang erscheint mir, daß der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1990 einem Übersetzer verliehen wird; einem Mann also, der Sprachgrenzen überwindet und neue Horizonte eröffnet. Das Bemühen von Karl Dedecius, Wort, Geist und Grazie der polnischen Poesie deutschen Lesern nahezubringen, zielte stets, über den künstlerischen Eigenwert hinaus, auf Verständigung zwischen Menschen und Völkern. Mithin ist die kulturelle Leistung des Nachdichters, Herausgebers und Vermittlers Friedensarbeit - Friedensarbeit von hohem Rang.

Am geschichtsträchtigen Ort der deutschen Demokratie führt das Thema Polen heute einen Bürger der Stadt Frankfurt am Main und einen Ost-Berlins zusammen. Schon geschieht es wie selbstverständlich. Aber erst vor knapp einem Jahr ist die Mauer, der Inbegriff brutaler Trennung, gefallen. Was Deutsche in Ost und West voneinander fernhielt, wird im friedlichen Einvernehmen mit den Nachbarn überwunden. Europa, die Heimat freier, gleichberechtigter Völker, nimmt Konturen an. Ich möchte im heutigen Tag ein Sinnbild für diese Koinzidenz der Ereignisse erkennen.

Den ehrenden Auftrag, die Laudatio zu halten, habe ich gern übernommen. Er bietet Gelegenheit, öffentlich zu bekunden, daß das Anliegen von Karl Dedecius, mit Büchern mehr Verständigung zwischen Deutschen und Polen zu erreichen, grenzenlos war. Es stiftete zwischen uns Verbundenheit, die sich zwei Jahrzehnte gegen den Widersinn der Abgrenzungspraxis in der DDR gleichsam konspirativ behaupten mußte. Lange Zeit war Warschau unser einzig möglicher Begegnungsort. Polnische Literatur hat also Deutsche aus beiden Staaten zusammengeführt. Davon mögen unter anderem die Nachdichtungen von Dedecius in Anthologien Leipziger oder Ostberliner Verlage zeugen wie auch die Beiträge

von Polonisten aus der DDR in den Büchern des Deutschen Polen-Instituts in Darmstadt.

Eine besondere Bedeutung hatte Polen für die Herbstrevolution des vergangenen Jahres in der DDR. Wieviel Hoffnung und Stärkung die kleinen Zirkel Andersdenkender dem polnischen Beispiel verdanken, das ist - wider allen Anschein - nicht vergessen. Die »Solidarität« hat als erste gezeigt, daß die Unerschütterlichkeit realsozialistischer Staatsmacht eine Voraussetzung hat: die Angst der Bevölkerung. Wo die Angst aufhörte, da war das Machtmonopol dahin. Polnische Literatur war daran nicht unbeteiligt; sie hat unbotmäßige Ideen über die Grenze getragen und zu alternativem Denken ermuntert.

Auch wenn ich weiß, daß der heute Geehrte sein Privates ungern in die Öffentlichkeit trägt - keine Laudatio ohne Vita. Diese Vita betrachtend, könnte man meinen, der spätere Übersetzer Karl Dedecius habe sich sein Elternhaus unter diesem Blickwinkel ausgesucht. Der Vater stammte aus Böhmen, die Mutter aus Schwaben, die deutsche Familie hatte sich in der polnischen Stadt Lodz niedergelassen. Ende des 19. Jahrhunderts war die Stadt zum »Eldorado« der Textilindustrie aufgestiegen. Mit ausländischem Kapital, deutschen Maschinen, englischer Baumwolle und polnischen Arbeitern wurde der unersättliche Markt des Russischen Reiches mit billigen Textilien versorgt. Die »böse« Legende vom kapitalistischen Moloch schrieb 1899 der Nobelpreisträger Stanislaw Reymont der Stadt auf den Leib. Die Geschichte der drei Freunde in dem Roman »Das gelobte Land«, eines Deutschen, Polen und Juden, die ohne genügend Kapital entschlossen sind, eine Fabrik zu gründen, weist Lodz als Ort aus, wo Unternehmergeist zählte. Die zeremonielle Kultur polnischer Adelsnester verlor hier ihre Geltung, und der Gründergeist des Industriezeitalters setzte sich durch. Dieser war international. Sprachen, Kulturen und Kon-

fessionen lebten in Lodz mit seiner polnisch-jüdisch-deutschen Bevölkerung nicht reibungslos, aber verträglich nebeneinander. So mußte es auch nach Gründung des selbständigen polnischen Staates 1918 geblieben sein. Im Elternhaus von Karl Dedecius verkehrte man freundschaftlich mit den polnischen Nachbarn. Der Sproß wuchs zweisprachig auf und machte auch aus finanziellen Gründen das Abitur an einem polnischen humanistischen Gymnasium. Die pragmatische Einstellung der Eltern fand im toleranten Geist der polnischen Schule eine glückliche Ergänzung.

Selbstverständlich war das nicht. In den Grenzregionen, die erst nach 1918 an Polen gefallen waren, herrschte zwischen polnischen und deutschen Mitbürgern eine gespanntere Atmosphäre. An seine Jugend in Posen erinnerte sich Gotthold Rhode in der Festschrift zum 65. Geburtstag von Karl Dedecius in folgender Weise: »... selbst wenn ich einen polnischen Spielkameraden gesucht hätte - ich hätte bei der allgemeinen deutschfeindlichen Haltung des von der Nationaldemokratie beherrschten polnischen Bürgertums keinen gefunden! [. . .] Undenkbar, daß ein Deutscher Aufnahme in einem polnischen Gymnasium gefunden hätte.« (»Suche die Meinung«, Seite 243)

Nationale Toleranz, Liberalität und das humanistische Bildungsideal machten den Jugendlichen aus Lodz immun gegen den vereinnahmenden Wahn kollektiver Ideologien. Man darf es wohl als Huldigung an diesen Geist auffassen, wenn Karl Dedecius bei verschiedener Gelegenheit die Devise ausgibt: Lodzler aller Länder, vereinigt euch! Denn ein »Lodzler Mensch«, wie Reymont ihn sah, ist wohl auch er: in mehreren Sprachen zu Haus, ein offener Geist von energischer Unabhängigkeit und in Dingen der Organisation alles andere als unbeholfen. Abitur und Kriegsausbruch fielen auf dasselbe Jahr. Das bis dahin ferne Dritte Reich steckte den jungen Mann in die Uniform. Nach kurzer Ausbildung in Frankfurt/Oder kam er 1942 nach Stalingrad. Ein Jahr darauf teilte er das Schicksal derer, die überlebt haben: russische Kriegsgefangenschaft. Sie dauerte bis 1950. Sieben Jahre im Wechsel von Arbeits- und Genesungslager, das hieß Krankheit, Hunger, Einsamkeit. Dem Lebenswillen kam die Neugier auf das Fremde und die Kunst zu Hilfe.

Unter dem Zwang der Umstände - für seine Bewacher verdächtig schnell - lernte der Gefangene Russisch. Er buchstabierte das kyrillische

Alphabet an herausgerissenen Seiten mit Gedichten Lermontovs und Jessenins. Übersetzung aus existentieller Not. Poesie besitzt in Rußland allerdings nicht nur das Vermögen, den Geist in heitere Gefilde zu entführen; mit einer Strophe Lermontov konnte eine Krankenschwester beeindruckt oder das Herz eines Kochs zum Nachschlag bewogen werden. Poesie als Lebens-Mittel.

1950 wurde der Gefangene in die DDR entlassen, wo seine Braut auf ihn wartete. Das Kriegsende mit der Erfahrung der Vertreibung hat er nicht unmittelbar erlebt. Am Deutschen Theater-Institut in Weimar wurde das Übersetzen (Stanislawskis Theatertheorie und russische Gegenwartsdramatik) sein Beruf. Es ist ein Zwischenspiel geblieben, abgekürzt durch die politische Zudringlichkeit der Machthaber in der DDR.

Nach dem Wechsel in die Bundesrepublik trennte Karl Dedecius - sicher nicht ganz freiwillig - den Beruf von seiner literarischen Berufung. Der erfolgreiche Mitarbeiter einer deutschen Versicherungsgesellschaft betrieb das Übersetzen in der Freizeit - unbedrängt von Verlagsterminen und der neidvollen Fürsorge der Fachkollegen. Einen Namen als Nachdichter erwarb er sich 1959 nicht nur unter den Eingeweihten mit dem sorgfältig vorbereiteten Bändchen polnischer Lyrik »Lektion der Stille«.

Anfang der 60er Jahre, ich war Student der Slawistik an der Humboldt-Universität, hörte ich zum erstenmal seinen Namen und den Titel der Anthologie, dessen ungleiches Wortpaar mich elektrisierte. Texte von Jacob Zonszajn, Tymoteusz Karpowicz und anderen blieben mir durch die Treffsicherheit und formale Eleganz der Nachdichtung im Gedächtnis. Die filigrane Litanei für Verliebte der Wislawa Szymborska »Andenken« hat mich ergriffen, mit dem Anfang

*Im Haselholz liebten sie sich  
unter den Sonnen des Taus  
mit welken Blättern im Haar  
und auf der Erde zu Haus  
Schwalbenherz  
erbarme dich ihrer.*

Und mit dem Schluß:

*Schwalbe spitze Stille,  
heitere Traurigkeit,  
Aureole Verliebter,  
erbarme dich ihrer.*

Keine stotternde Wortwörtlichkeit und Reimklauberei. Man spürte es, hier war einer am Werk, der fremde Dichter mit seiner Zunge reden ließ und deren Geist einfiel, die deutsche Sprache zu beflügeln. Das Echo auf die Gedichtsammlung war erstaunlich. Seitdem sind zahlreiche Lyrik- und Prosasammlungen, Einzelausgaben polnischer, russischer, serbischer Dichter, Essays, Kritiken und Aufsätze zur polnischen Kultur gefolgt. Es sind etwa neunzig Bücher, und ich wünsche dem Preisträger das hundertste Buch bald.

Seine Bibliographie hat einen enormen Umfang, sie zeugt von eisernem Fleiß und produktiver Selbstdisziplin. Und ich denke, sie zeugt auch davon, wieviel Verständnis und Entgegenkommen er von seiner Gattin, von Ihnen, sehr verehrte Frau Dedecius, erfahren haben mußte. Einige seiner bezeichnendsten Buchtitel seien hier genannt: »Deutsche und Polen. Botschaft der Bücher«, »Überall ist Polen«. »Polnische Profile«, »Zur Literatur und Kultur Polens«. Eine besondere Erwähnung verdient die von Dedecius herausgegebene Reihe »Polnische Bibliothek«. Es ist eine Reihe, deren Sinn sich am besten dadurch erklärt, daß sie von den Studierenden dringend benötigt und gebraucht wird.

Der Vermittlung zwischen den Kulturen dient Dedecius nicht nur in seiner Klausur, wo er sich gern in der Nachfolge des heiligen Hieronymus sieht, sondern auch auf dem Markt, den er mit Brauerei beherrscht; den Buchmarkt, das Verlagsgeschäft, die praktischen Kontakte. Das auf seine Initiative gegründete Darmstädter Polen-Institut, dem er seit 1979 vorsteht, stellt insofern eine schlüssige Bündelung seiner vielfältigen Talente dar und ist die Verwirklichung seines Traums. Aber noch bevor er ein Institut gründete, war er schon eine Institution.

Der Übersetzer Karl Dedecius, mit zahlreichen in- und ausländischen Auszeichnungen bedacht, dreifacher Ehrendoktor deutscher und polnischer Universitäten, stellt zweifellos einen Ausnahmefall dar. Worin besteht das Geheimnis seiner Wirkung?

Über die Biographie haben wir gesprochen. Nun wäre das Übersetzerhandwerk zu betrachten, das schon oft zu Recht gewürdigt wurde. Deutsche Kritiker lobten die ungezwungene poetische Form, polnische Stimmen bestaunten das Maß an Treue gegenüber dem Original. Beides geschah zu selten aus genauer Kenntnis der Ausgangs- und Zielsprache heraus. Dilemma des literarischen Transfers aus einer wenig verbreite-

ten Sprache. Fachliche Übersetzungsanalyse tut also not, nur ist hier nicht die Zeit dafür. Ich will mich auf ein Beispiel beschränken.

Das Gedicht von Zbigniew Herbert »Kiesel«, eine moralische Meditation der Natur, hat gewiß manchen Freund unter den deutschen Lesern gefunden. Sein Originaltitel lautet »Kamyk« (kleiner Stein). Außer der Verkleinerungsform enthält das polnische Wort keine besonderen Bedeutungsnuancen. Dedecius wählte dafür »Kiesel«, obwohl die polnische Entsprechung dieses Wortes »krze-mieri« ausschließlich die mineralogische Beschaffenheit eines Gesteins anzeigt (wie zum Beispiel Kieselerde). Diese »Eigenmächtigkeit« erbringt einen Bedeutungszuwachs: Der Titel wird zur Sinnspitze des Textes. Aus der blassen Bezeichnung wird ein Bild; anschaulich, genau, reich an sinnlichen Assoziationen: weiß, kühl, glattgeschliffen, gerundet. Dem Kiesel trauen wir zu, daß er uns Menschen moralisch zu prüfen in der Lage ist. Es heißt von ihm:

*sein eifer und seine kühle  
sind richtig und voller würde  
ich spür einen schweren vorwurf  
halt ich ihn in der hand  
weil dann seinen edlen leib  
eine falsche wärme durchdringt.*

Dieser Einfall entspringt nicht handwerklicher Perfektion, sondern poetischer Intuition! Er gliedert den polnischen Text in eine Motivreihe deutscher Dichtung von Goethe bis Rilke ein. Das Fremde erhält so die Aura des Vertrauten.

Der Übersetzer ist auch Herausgeber, und dieser besitzt ein sicheres Gespür für literarische Qualität. Karl Dedecius verheimlicht nicht, daß er Czeslaw Milosz und Jossif Brodsky übersetzt und herausgegeben hat, lange bevor sie den Nobelpreis erhielten.

Wirkung hat schließlich etwas mit der Wirklichkeit zu tun, in der man agiert. Zwischen 1945 und 1958 wurden in der Bundesrepublik 26 polnische Buchtitel herausgebracht, in der DDR waren es 135 Titel. (Das Verhältnis von Quantität und Qualität lasse ich beiseite.) Kulturelle Eiszeit. Der »eiserne Vorhang« hatte bekanntlich zwei Seiten. Und das antikommunistische Vorurteil westlich der Grenze verinnerlichte ihn weit effektiver, als es Polizei und Zensur im Osten je vermochten. Die Atmosphäre schlug um, als

1956 das politische Tauwetter in Polen von sich reden machte. Den günstigen Wind dieses Augenblicks konnten die »Lektion der Stille« wie spätere Sammlungen voll in ihre Segel nehmen. Freilich präsentierten sie nicht Eintagsfliegen, sondern die sensible Nachbildung einer Plejade origineller Dichter mit dem großartigen Dreigestirn: Szyborska, Różewicz, Herbert.

Deutsche Kritiker begrüßten die nun vernehmbaren polnischen Stimmen »in dem Chor europäischer Dichtung«, weil sie schon immer dazugehörten. Doch auch fürderhin mußte der Übersetzer dem Dünkel entgegenreten, welcher der polnischen Poesie gönnerhaft zubilligte, daß sie sich »durchaus dem Standard zeitgenössischer westlicher Lyrik gewachsen erweist«. (H.W. Schenk, 1965).

So groß die künstlerische Überraschung damals durch die polnische Lyrik gewesen sein mag, »die plötzliche ästhetische Anteilnahme und Sympathie (hatte) vorwiegend politische Gründe« (H. Piontek). Daran hat sich auch späterhin nicht viel geändert. Darum erstaunt es schon, wie wenig der Herausgeber Dedecius sich darum zu kümmern scheint. Seine zu verschiedenen Zeiten geschriebenen Nachworte und Kritiken zeigen keine Rücksicht auf die jeweilige politische Konjunktur. Auch die Motive seiner Arbeit schildert er als ein durchaus privates Vergnügen; »Mich reizt am Übersetzen . . . die Möglichkeit . . ., eine multiplizierte Vielfalt des Daseins und der Charaktere zu genießen.« Zu den Spiel- und Sprachregeln der Politik, ihren Fronten und Fronen hält er Distanz. Manche mögen ihm das als Drückebergerei ankreiden. Aber aus politischen Zusammenhängen kann sich gar nicht heraushalten, wer den Literaturtransfer zwischen Ost und West gewissenhaft betreiben möchte. Konflikte stellen sich ungerufen ein. Sie sind Teil der Wirkung in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit gewesen, in der zum Beispiel der Streit um die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze über Jahrzehnte das polnische Thema beleuchtete. Niemand wollte ein kalter Krieger sein, aber viele bedienten sich der Schwarzweißmalerei. Wer differenzierter sprach und handelte, erregte vielerorts Anstoß: bei deutschen und polnischen Nationalisten, bei polnischen Exilautoren, bei den Vertriebenenverbänden, bei der Regierung in Polen und bei der Opposition. Immer gab es Gelegenheit zu Unterstellungen oder wenigstens zu ideologischen Sottisen.

In all dem Hader hat Dedecius, ein Mann des Ausgleichs, den Konflikt von sich aus nicht gesucht. Er hat ihn gelassen ertragen und seinen Weg unbeirrt fortgesetzt. Bei Betrachtung aller Bereiche seines Wirkens zeigt sich eine durchgehende Haltung: Die Spannung unaufhebbarer Gegensätze lockt Karl Dedecius nicht - weder im Leben der Völker noch in der Kultur und der Poesie. Erwünscht die Aufhebung der Gegensätze in einer eher nach dem Paradigma der Chemie als der Dialektik vollzogenen Synthese. Ein umfassendes Bedürfnis nach Harmonie, nach der goldenen Mitte des Maßes und der Mäßigung prägt seine geistige Welt.

Der Wunsch der Veranstalter hat zur heutigen Feierstunde den Preisträger und seinen Laudator zusammengeführt, deren Leben verschiedene Wege durch die schwierige deutsch-polnische Nachbarschaft markieren.

Betrachten wir sie einmal überpersönlich als zwei deutsche Schicksale.

Uns verbindet eine gemeinsame Aufgabe und das Grundmuster unserer Lebensläufe: beide sind wir als Deutsche in polnischer Umwelt aufgewachsen. Was uns unterscheidet, ist der Ort und der historische Zeitpunkt. Karl Dedecius, Jahrgang 1921, erlebte als Angehöriger der deutschen Minderheit die Republik Polen vor 1939, ich, Jahrgang 1939, erlebte ohne solchen Minderheitenstatus in Schlesien die Volksrepublik bis 1957. Welche Erfahrungen hatte jeder von uns gemacht?

Als Deutscher lebte man vor dem Krieg in Lodz in einer rechtlich und moralisch eindeutigen Position. Und vielleicht hat, wer in Stalingrad war, einen anderen Blick auf das gewonnen, was die deutsche Zivilbevölkerung im Osten am Ausgang des Krieges erdulden mußte. Karl Dedecius' Polenbild ist geprägt vom harmonischen Jugenderlebnis in einer anderen Republik, nicht vom Nachkriegsgeschehen in Lodz oder anderswo.

Wer jedoch wie ich als Deutscher in Schlesien nach dem Krieg ins bewußte Leben eintrat, der erlebte eine feindliche Umgebung in Gestalt der polnischen Verwaltung, Schule und Kirche. Durch massive Polonisierungspraktiken um so entschiedener auf das Deutschsein zurückgeworfen, als Deutsche aber unerwünscht und diskriminiert, wurde uns als Gruppe, als Familie, die Ausreise nach Deutschland jahrelang verwehrt. Insofern trägt mein Jugenderlebnis Spuren von Diskriminierung und Demütigung, aber zugleich auch von erfahrener Freundschaft und von stän-

digem Nachdenken über Ursache und Wirkung. Dies alles zersetzte jedes allgemeine Feindklichee.

Mit Genugtuung sehe ich heute, wie der in den Nachkriegsjahren in Polen verbreitete Anspruch auf gerechten Haß für die Kollektivschuld der Deutschen nun von den besten Köpfen als Selbstzerstörung zurückgewiesen wird. Es genügt zu wiederholen, was Leszek Kolakowski, der Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels, 1977 an dieser Stelle vorgetragen hat: »Und zu sagen, daß der Haß mit Haß zurückgezahlt werden soll, heißt zu sagen, daß man, um im gerechten Kampf zu siegen, zuerst die Gründe für die Gerechtigkeit des eigenen Kampfes verlieren muß.«

Ich denke, es ist Zeit, laut, und doch ohne Lärm, auszusprechen, was die demokratische Presse Polens mit dankenswertem Freimut heute sagt: In den deutschen Ostgebieten, die zumeist kulturelle Mischgebiete waren, setzte nach 1945 eine rücksichtslose administrative Polonisierung ein (die sich als »Re-polonisierung« das Alibi historischer Rechtmäßigkeit gab). Dieses Programm ist keinen Deut besser oder moralischer gewesen als die von Polen zu Recht beklagte zwangsweise Germanisierung unter preußischem oder habsburgischem Adler.

Die Ankündigung der Regierung Mazowiecki, die Menschen- und Bürgerrechte aller Minderheiten in Polen unzweideutig zu sichern, ist ein wahrhaft europäischer Schritt. Er zeigt die Entschlossenheit, das praktische Zusammenleben der Völker nicht länger auf nationalistische Vorurteile und Komplexe zu gründen.

Hochverehrte Versammlung, ich stehe als ein gelernter DDR-Bürger vor Ihnen, auch wenn es diesen Staat seit vier Tagen nicht mehr gibt. Ein seltsamer Staat, der in dem Moment an Charme gewann, da er an Macht verlor. Das 41jährige Teilkapitel deutscher Geschichte hat mit dem 7. Oktober 1990, dem Gründungstag der DDR, sein Schlußdatum erreicht. Ist es damit auch abgeschlossen, erledigt?

Soll es fortan heißen, daß alles, wofür das Kürzel »DDR« den Rahmen abgegeben hat, des Teufels war und den Furien des Vergessens überlassen werden könne? Gedächtnislosigkeit, im persönlichen Leben eine Krankheit, hat im Leben der Gesellschaft viele Namen, einer davon wäre: Geschichtsklitterung. Kein guter Weg in die Zukunft, wo ganz Osteuropa gerade dabei ist, seine jüngste Vergangenheit zu »entlügen«.

Geben wir schlichten Wahrheiten die Ehre. Die Beschäftigung mit polnischer Literatur in

Deutschland nach dem Krieg fand unter ungleichen Bedingungen statt. In der DDR wurde nicht weniger und nicht schlechter übersetzt - nur waren es oft andere Bücher. Die zensierte Titelauswahl verzerrte die Vermittlungsleistung und hat ihre Anerkennung westlich wie östlich gedämpft. Wie Mehltau legte sich auf die redlichste Absicht das ideologisch Künstliche, das die offiziellen Beziehungen zwischen der DDR und Polen charakterisierte.

Zwischen Elbe und Oder gab und gibt es aber Leute, die mit Leidenschaft, Verstand und Kunstsinn sich der polnischen Literatur, ihrer menschlichen Wahrheit verschrieben haben. Die Möglichkeiten staatlicher Kulturpolitik nutzend, wurde nicht nur Gegenwartsliteratur, sondern auch das nicht minder wertvolle literarische Erbe übertragen. Auf Namen kann ich hier verzichten, Statistiken rechtfertigen sich ohnehin selbst.

Die Vermittlungsarbeit wurde getan in einem zermürbenden Partisanenkrieg mit den Wächtern der ideologischen Reinheit. Die Wirkung polnischer Bücher war zuzeiten in der DDR stark. Sie zeugte davon, daß sich Kunst durch das politische Kalkül nicht ganzlich instrumentalisieren ließ. Auch wenn sich Bescheidenheit empfiehlt, will man über das Vermögen von Literatur urteilen, nationale Verknotungen zu lösen und das Verhalten von Menschen zu verändern. So bleibt doch die an jedes übersetzte Buch geknüpfte Hoffnung, daß es spielerisch und ungezwungen das Eine zum Anderen bringt, durch Verstehen Verständigung anbahnt. Diese Mitgift ist nicht einfach mit dem staatlichen Gefüge DDR abzuschreiben, sie ist kostbar, sie wird als geistiger Fundus gebraucht werden, wenn durch die Vereinigung Deutsche und Polen als Nachbarn einander noch näherrücken.

Zum Schluß eine persönliche Reminiszenz. Mir ist die freudige Erregung gegenwärtig, mit der ich 1974 das bald vergriffene »Poesiealbum Nr. 86« mit der Lyrik von Zbigniew Herbert Freunden zeigte. Das zuallermeist von Karl Dedecius nachgedichtete Heft enthielt Texte, die nur mit List durch das Genehmigungsverfahren geschmuggelt worden waren. Darunter das Gedicht »Das Verhör des Engels«, in dem es heißt:

*der schlag in den rücken  
bestärkt das rücken  
zwischen wolke und pfütze*

*nach einigen nächten ist das werk vollendet  
die lederne gurgel des engels  
ist voll klebriger fügung*

*wie schön ist dieser augenblick  
da er auf die knie fällt  
einverleibt in die schuld durchtränkt von einsicht.*

Die Herausgeber rechneten damit, die Leser würden die poetische Vision mit dem Alphabet ihrer Erfahrung buchstabieren. Sie wurden zu-  
meist nicht enttäuscht.

Darum, wenn ein begnadeter Nachdichter geehrt wird, so soll das Lob der Dichtung den Schluß bilden. Es lebe die subversive Kraft poetischer Phantasie, der Maulwurf der Freiheit.

## Karl Dedecius

*Dankesrede**Das Buch als Wille und Vorstellung*

Sehr verehrter Herr Bundespräsident, meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Freunde und Förderer des Buches - ich danke Ihnen für die mir erwiesene außergewöhnliche Ehre Ihrer Wahl, Ihrer Auszeichnung, Ihrer Anwesenheit. –

Heinrich Olschowsky von der Humboldt-Universität zu Berlin bin ich dankbar verbunden, daß er meiner Liebhaberei so viel Zeit und Mühe geopfert hat, um sie hier ebenso kenntnisreich wie freundschaftlich zu besprechen.

Das, womit wir uns beide, voneinander unabhängig, er in Ost und ich in West, befassen, die Sprache und die Kultur der Slawen für unser Bewußtsein zu erschließen und nutzbar zu machen, ist zu keinem Zeitpunkt durch Mauern oder Vorhänge getrennt gewesen. Es wurde höchstens da und dort unsachgemäß behindert. - Nun dürfen wir uns an einem Sammelplatz gemeinsamer Geschichte frei begegnen und artikulieren. Das macht uns glücklich,

Heinrich Olschowsky kommt von einer Universität, die heute den Namen Wilhelm Humboldts trägt. Humboldt wollte, erinnern wir uns, geleitet von den Ideen des Liberalismus, die Universitäten und die Gvmnasien reformieren, und zwar im Geiste des Neuhumanismus. Dabei legte er besonderen Nachdruck auf das Studium der Sprachen. Der Mensch schaffe sich seine Realität hauptsächlich durch Sprache, durch ihre Kenntnis.

Es war Ironie des Schicksals, daß die neuen Machthaber in Ost-Berlin »ihrer« Universität ausgerechnet den Namen Humboldt gaben, wobei sie sich des eigentlichen Symbolgehalts dieses Namens wohl gar nicht recht bewußt waren. Humboldts Prinzipien und Stalins Ziele und Methoden können, beim besten Willen, nicht in Einklang gebracht werden. Humboldt hätte sich über solche sprachlichen Neubildungen wie »Volksdemokratie« sehr gewundert; als ob »Demokra-

tie« nicht allein schon »Volks-Herrschaft« bedeutete und die Verstärkung »Volks-Volksherrschaft« den Begriff nicht ins Unklare, Unwahre und Lächerliche verzerrte.

So ist das, würde Humboldt bedauern, mit dem gedankenlosen Gebrauch der Sprache und mit dessen Folgen in unserer Kultur. Kultur? Diese genügt uns als Wort und Begriff an Rhein und Main schon lange nicht mehr. Wir machen aus ihr die Kultur-Szene (Musik-Szene, Literatur-Szene), werfen diesen ganzen Kultur-Brei noch mit der Pop- und Rock-Szene, mit der Terroristen- und Drogenszene in einen Topf, als ob alles, was Kultur (oder Unkultur) den arg strapazierten Sinnen heute zu bieten oder zuzumuten hätte, nur noch Szene, Spektakel, Schaustellerei, Mummenschanz und Kulissenzauber wäre. Und die Kultur selbst? Sie verkümmert dabei zum Streitobjekt und zum Hort permanenten Unfriedens.

Hier der Original-Ton neueren Datums aus der Tagespresse gehobenen Anspruchs: »Kultusminister X. kämpft einen verbissenen Mehrfrontenkampf.« Zitat Ende. Der Begriff »Schulkampf« begleitet unsere Kinder auf ihrem steinigen Schulweg tagtäglich. Von Bildungssystemen spricht man wie von Artilleriefeuer oder von Waldbränden - sie seien »flächendeckend«. Und die Lehrer-Gewerkschaft stellt aggressiv fest, ich zitiere: »Es gibt nur eines, was wir nicht brauchen können: Ruhe an der Schulfront.«

In welchen Zeiten und wo leben wir denn eigentlich? Wir bauen in Europa die Waffenarsenale ab, demontieren Mauern und Stacheldrahtverhaue, verringern die Truppenstärken, aber unser täglicher Wortschatz strotzt nach wie vor von Relikten des Frontkämpferjargons.

Friede ist keine bloße Idee der Religionsstifter, der Philosophie oder der Staatskunst. Friede ist, wie das tägliche Waschen der Hände und des Gesichts, ein Akt der persönlichen, ein Gebot der allgemeinen und permanenten Hygiene in unserem Alltag.

Hier ist das Buch gefordert.

Ich erinnere mich an das nützliche »Wörterbuch des Unmenschen«, das nach dem Kriege beherzte und sprachempfindliche Kulturpolitiker - Sternberger, Süskind, Storz - veröffentlicht haben. Sie haben sprachliche Gewalttaten des »Tausendjährigen Reiches« an den Pranger gestellt und der Lächerlichkeit preisgegeben.

Wie nützlich wäre heute ein positives Gegenstück, ein »Wörterbuch des Friedens«, ein Wortschatz des unkriegerischen Umgangs miteinander - gegen die Vielzahl der verbalen Feindseligkeiten, die immer noch unsere Bücher und unsere Reden verderben. Nach Beispielen, die zu befrieden wären, müßten die Autoren eines solchen Lexikons nicht weit suchen.

Unlängst hörte ich in den »Tagesthemen« Spitzendiplomaten zweier für das Schicksal Europas höchst zuständiger Staaten über die Zukunft und den Frieden sprechen. Der eine sagte zu dem anderen, er habe selbstverständlich »die Abrüstung im Visier«. Nicht im Auge, nicht im Sinn - im Visier. Ist das nun tröstlich oder bedenklich?

Kürzlich las ich im Anhang zur Werkausgabe eines deutschen Klassikers, erschienen in einem erstklassigen Verlag (auf Seite 1009 des fünften Bandes der dritten Abteilung), das Dankeswort des Herausgebers an seine Mitarbeiter. Der Germanist bedankte sich bei seinen Assistenten für die - ich zitiere - »Schützenhilfe«. Als stünde einem Germanisten heute kein anderes Wort des Dankes zur Verfügung; und das in der Edition eines mustergültig friedfertigen Autors und Werks.

Ein Wörterbuch des Friedens wäre ein Nachschlagewerk, das ich mir sofort kauen würde. Denn ich brauche es dringend. Ich bin nämlich davon überzeugt, daß Wörter Folgen haben. Im Anfang war das Wort. Aber am Ende waren die Konsequenzen. Weil der Bibelübersetzer, der Ur-Übersetzer Hieronymus das wußte, mahnte er sich selbst und die anderen beständig: *Respice finem*. Bedenke das Ende; die Folgen, die Konsequenzen, wenn du schreibst, oder übersetzt, oder verlegst, oder redest, oder anders handelst.

Ein Wörterbuch des Friedens wäre ein Buch nach meiner Vorstellung und nach meinem Willen.

In Frankfurt liegt es nahe, sich in diesem Zusammenhang eines Frankfurter Philosophen zu erinnern. Bevor Schopenhauer 1833 nach Frankfurt kam, um hier als Privatgelehrter zu

leben, hatte er sein Hauptwerk »Die Welt als Wille und Vorstellung« bereits geschrieben und 1819 veröffentlicht. In Sachsen. 170 Jahre später, 1989, fand daselbst seine Idee von der »Welt als Wille und Vorstellung« vor unseren Augen eine folgenreiche Verkörperung. Das Volk - »Wir sind das Volk!« - hatte seinen Willen bekundet und seine Vorstellung von der Welt, in der es leben wollte, zum Ausdruck gebracht. Leipzig, Dresden - aber auch Warschau, Prag, Budapest und andere Städte und Länder haben uns gelehrt: Wo ein Wille und eine Vorstellung vorhanden sind, dort ist auch Udenkbares möglich.

Ohne den gewollten Entwurf, ohne die präzise Vision sind allerdings neue Realitäten nicht zu haben. Auch nicht ohne Opfer. Nicht ohne einen freien Willen dazu.

In Schopenhauers Preisschrift »Über die Freiheit des Willens« stoßen wir im Kapitel eins, Ziffer zwei, betitelt »Was heißt Selbstbewußtsein«, auf das wohlklingende Wort *consciencia*. So wie das Wort von den Lateinern und von Schopenhauer verwendet wurde, bedeutet *conscientia* nicht nur *Mit-Wissen*. Es beinhaltet auch das *Bewußtsein*, auch das *Selbstbewußtsein*. Dann aber auch und nicht zuletzt das *Gewissen*. Gewissen als Kontrollinstanz der Mitwisserschaft. Hier schließt sich der um den Begriff *conscientia* gezogene Kreis und verpflichtet den Mitwissenden zur Mitteilung, zur Mittlerschaft. Wissen und Mitwissen, vom Gewissen kontrolliert, sind unser Halt, bestimmen unsere Haltung; als Autor, als Übersetzer, als Verleger. Wohl dem, der dabei einen starken Willen und eine konkrete Vorstellung hat. Wie sie zum Beispiel Sankt Hieronymus hatte.

Mein Patron und Vorbild Hieronymus, unter Slawen geboren, Lateiner durch literarische Bildung, kannte purpurne Gewänder und Bettlerlumpen und trug sie mit gleicher Selbstverständlichkeit. Er war Prediger im Westen und Eremit im Osten, ebenso in Rom wie in der Wüste zu Haus.

Für den Portugiesen Teixeira de Pascoaes, aber auch für die meisten anderen Biographen, war er der Verkünder einer zum Kult erhobenen Freundschaft. Hieronymus war fasziniert von der Idee des Lebens, das in den Buchstaben steckt. Seine Empfindsamkeit für ihre Formen war ungewöhnlich, er suchte und achtete in ihnen die Ordnung. Er war ein Heiliger, der

die Stufen der Laster und der Leidenschaften absolviert hatte. Eine Symbolfigur des Übergangs und der Verwandlung, die seine Zeit prägten, unterwegs vom Altertum zum Mittelalter; Cicero und Christus gleichermaßen verfallen. Ein Grenzgänger. Einer, der in der Zerrissenheit seiner Zeit eine Klammer sein wollte.

Es gibt einen Zusammenhang zwischen Poesie und Frieden, zwischen Frieden, Poesie und Übersetzung. Man kann das nachlesen in der Muttersprache Europas, in Quintus Horatius Flaccus' »Ars poetica«. Ich zitiere die Verse 391 und 392: »*silvestris homines sacer interpretisque deorum caedibus et victu foedo deterruit Orpheus*« - was da bedeutet: Als die Menschen in Wäldern noch hausten, entwöhnte sie Orpheus, der heilige Dolmetsch der Götter, von Mordlust und ehrlosem Leben. Heute hausen die Menschen zwar nicht mehr in Wäldern, im großen und ganzen, aber Mordlust, vor allem Rufmord-Lust und üble Sitten gehören noch immer zu ihren Lebensgewohnheiten. Hier sagt uns Horazens Traktat über die Dichtkunst, was Literatur, was Bücher bewirken sollten, als was der Dichter - *interpretis deorum* - sich zu verstehen habe: als Mittler, Unterhändler (*pacis, iudicii*), als Stifter, Urheber, Ausleger. Erklärer (*poetarum*), als Dolmetscher, Übersetzer. Sinnvermittler und Friedensbote. Horazens literarisches Grundgesetz beschränkt sich nicht auf den Wortzauber, auf die Sinnvermittlung allein, es weist der Sprache des Poeten einen erzieherisch-moralisch-politischen Rang zu: die Menschen von Mordlust und barbarischen Sitten zu entöhnen. Und Horazens Held Orpheus hätte nicht nur Steine gerührt und Tiere verzaubert, er hätte selbst den Tod überwunden, hätten sein Wille und seine Vorstellung *nach vorn* blicken wollen, sich nicht nach dem Hades, dem Schattenreich, der Unterwelt umschauen müssen.

Orpheus scheiterte, weil er rückwärts und abwärts sah.

Es ist bemerkenswert, daß zwei unserer ältesten Kulturen, Literaturen, Glaubensvorstellungen - die jüdische und die griechische - uns ähnliche Mahnbilder und Lehren überliefern. Ähnlich wie Orpheus scheiterte Lots Frau, die nicht wie ihr Mann unverwandt vorwärts ging und in die Zukunft blickte, sondern die sich nach dem verruchten Sodom und Gomorrha umsah und deshalb zur leblosen Schmerzsäule aus Salz erstarrte.

Eine Warnung für alle, die Tote und Verluste zu beklagen haben.

Der Wille werde, sagt Schopenhauer, aus Schmerz geboren, wenn Bedürfnisse unbefriedigt blieben. Hieronymus fand seine Zuflucht, als er Rom und die ihm lieben Menschen verlor, in der Arbeit des Übersetzens: *aestuantis anirni taedium interpretatione digere conamur...* -ich versuche den Gram meiner aufgewühlten Seele mit Übersetzungen zu überwinden ..., schrieb er. Also Abkehr von der unfruchtbaren Selbstbetrachtung und von der zwecklosen Extravaganz. So kamen seine Übersetzungen zustande.

Der Egoismus befriedigt unsere Bedürfnisse nicht, weil er immer nur neuen Mangel, neue Unbefriedigung, neuen Unfrieden stiftet. Deshalb sucht sich der Wille der »aufgewühlten Seele« einen Ausweg in anderen Vorstellungen als der vom eigenen Ich. Er sucht sie im *alter ego*, im Altruismus, in der Solidarität mit den Benachteiligten, den Erniedrigten und den Beleidigten.

Horaz, Hieronymus, Humboldt sind als Merkwörter Glieder eines haltbaren Bandes, das geeignet ist, Zeiten und Räume, im Sinne unserer heutigen Versammlung, näherrücken zu lassen.

Bleiben wir noch eine Weile bei Humboldt. Humboldt war nicht nur Sprachforscher und Philosoph, er war auch preußischer Staatsmann, aktiver Politiker. Sehr früh, schon mit 24 Jahren, schrieb er in Jena eine Abhandlung über die Grenzen der Wirksamkeit eines Staates. Später, selbst Staatsbeamter, litt er am eigenen Leibe unter dem Despotismus und dessen ausufernder Bürokratie.

Als Diplomat in Rom, Paris und London, vor allem als Vertreter Preußens beim Wiener Kongreß hatte Humboldt Gelegenheit, seine Vorstellungen über Deutschland und Europa zu vertreten; freilich damals ohne Erfolg. Ihm schwebte ein Deutscher Bund als Staatenverein vor, der das Gleichgewicht in Europa nicht gefährden, sondern fördern würde. Ein Zusammenleben und Zusammenwirken der Völker ohne erlistete Vorteile des einen auf Kosten des anderen. Humboldts Entwurf einer einheitlichen deutschen Verfassung enthielt die freie Persönlichkeitsentfaltung als Grundsatz und die Erziehung der Deutschen zu einer Nation als Gebot des inneren Friedens. Diese Ideen

fanden damals keinen Gefallen. Humboldt wurde vom Dienst suspendiert.

Nun ist Europa wieder in Bewegung. Diesmal entschieden zueinander, nicht gegeneinander. Staaten und Völker orientieren sich neu. Das noch im Rohbau befindliche Völker-Domizil, die Gemeinschaftsunterkunft, wird bereits im Geiste tapeziert und möbliert. Vor dem großen Umzug und Einzug müssen die Hausordnungen neu geregelt sein. Die alten haben keinen Frieden gebracht, die neuen sind keinesfalls problemlos.

Das Hauptproblem liegt in der Mitte Europas: die Beziehung der Deutschen aus Ost und West, aus Nord und Süd zueinander und die Beziehung aller Deutschen zu ihren Nachbarn. Glauben wir ja nicht, daß unsere Beziehungen zu Frankreich, zu Italien, zu Holland und zu England nichts mehr zu wünschen übrigließen, daß es da nichts zu verbessern gäbe.

Ein besonders sensibles, aber auf Rücksicht und Nachsicht angewiesenes Verhältnis ist das deutsch-polnische. Es ist labil, bedroht, anfällig, fast neurotisch, weil es historisch unerträglich vorbelastet ist. Es ist mit atavistischen Animositäten und beiderseits untauglichen Schutzbehauptungen befrachtet, die uns auf dem nun notwendigen Weg zueinander behindern, in Rückfälle stürzen, fast resignieren lassen.

Was ist dagegen zu tun? Nicht pathologisch reagieren. Hüben wie drüben. Näherrücken. Vorurteile durch Urteile ersetzen. Hüben wie drüben. Die Argumente beider Seiten anhören und ernst nehmen. *Audiat et altera pars* war der bewährte Grundsatz des römischen Rechts. In deutsche Verse gebracht kann man ihn im Kaisersaal des Frankfurter Römer, unter dem Bildnis von Kaiser Lothar (gestorben 1137), lesen: »Mit Urteil sprechen gar nicht eile, bis du gehört hast beide Teile.«

Es geht um die Heilung einer argen Zerrissenheit. Zerrissenheit kann man flüchtig flicken, man kann sie kunststopfen. Der übergeordnete Zweck aber ist: die Narbe, die Wunde zu überwinden. Nicht mehr darunter zu leiden. Nichts zu verschlimmern. Rückfällen vorzubeugen. Das ist der Heilkunde Sinn und Zweck. Auch der der Politik.

Das Haus Europa darf kein Krankenhaus sein. Auch kein Lager aus Zelten, Ego-Zentren, Blöcken und Baracken. Diese waren wie Scheuklappen, die uns den Blick und das Ohr

für das Naheliegende versperrten. Zum Beispiel für Polen. Zum Beispiel für seine spezifische, historisch anders gewachsene Kultur. Es ist nicht so, daß die sogenannten kleinen Literaturen den großen nichts zu sagen hätten, daß die ärmeren Völker die reicheren nicht mit etwas Eigenem bereichern könnten. Zum Beispiel mit Erkenntnissen, die die Entwicklung in Europa um dreißig Jahre vorwegnahmen.

So lesen wir in Jerzy Andrzejewskis Roman »Finsternis bedeckt die Erde« im Schlußmonolog des Großinquisitors, des Politruks und Richters, der in der Sterbestunde alles widerruft, woran er geglaubt hatte, und der das Wahngelbde von seinem Idealreich wie ein Kartenhaus zusammenfallen läßt, folgenden Moribundus-Befund: »Ich darf mich nicht länger betrügen. Unsere Macht ist illusorisch, unsere Kräfte sind Scheinkräfte. Die Fundamente beben, Risse zeichnen sich ab in den Mauern des Gebäudes, das wir errichtet haben. Ein furchterregendes Gebäude! Zum Gefängnis und zur Leidensstätte haben wir die Welt gemacht. Aber das kann so nicht dauern. Es muß zusammenbrechen, wenn nicht morgen, dann übermorgen. Die Katastrophe ist unausweichlich. Es gibt keinen Glauben mehr, es gibt keine Hoffnung. Wir haben die Menschen zerbrochen, ihren Geist und ihre Herzen vergiftet. Wir sind verhaßt und verachtet. Nichts von diesem trüben Wahnsinn läßt sich retten [...] Wir stehen vor der dringenden Notwendigkeit, selbst niederzureißen, was in Trümmer sinken muß...«

Geschrieben und veröffentlicht nicht 1989, nicht 1980, nicht 1968, sondern 1957. Und nicht im Untergrund, insgeheim, auch nicht in der Emigration, in der Sicherheit, sondern in Polen, in einer Staatlichen Verlagsgenossenschaft, in der Nachbarschaft des Zentralkomitees.

Aber zurück zu Humboldt und nach Berlin. Nach dem Verlust seiner Ämter und Würden setzte Humboldt das Studium der amerikanischen Sprachen, des Sanskrit, dann auch noch das der ägyptischen, koptischen, chinesischen und der japanischen Sprache fort. Er verfaßte sogar ein Werk »Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java«.

Das fiel dem um die Jahrhundertwende in Berlin ansässigen polnischen Schriftsteller Stanislaw Przybyszewski auf, der mit Richard Dehmel befreundet war und der seine Werke

sowohl in deutscher wie auch in polnischer Sprache schrieb. Er bedauerte, daß das Interesse der Polen an der deutschen Sprache und Literatur einseitig und ohne deutsche Gegenliebe blieb. In seiner 1915 bei Eugen Diederichs in Jena veröffentlichten Schrift »Von Polens Seele« (in der Reihe »Schriften zum Verständnis der Völker«) setzte er sich temperamentvoll für eine deutsch-polnische Verständigung »von Volk zu Volk« ein. Er schrieb: »Zu einer Verständigung von Volk zu Volk gelangt man nicht durch politische Auseinandersetzungen, die eher noch den Widerstreit und das gegenseitige Mißtrauen verschärfen können. [...] Das ganze Mißtrauen beruht hauptsächlich auf der Unkenntnis der Kultur und der Eigenart Polens. [...] Wenn die Deutschen, die selbst für die Zigeuner die Grammatik ihrer Sprache geschrieben und den erstaunten Basken das Geheimnis ihrer Herkunft gelüftet haben [...]. nur einen Bruchteil von dem Zeitaufwand, den sie dem Studium der exotischen Kulturen gewidmet haben, für das benachbarte Slawentum übriggehabt hätten, würden sie mit Staunen erfahren, wie eng im Grunde die deutsche und die polnische Kultur miteinander verknüpft sind.«

Um das zu erfahren, brauchen wir mehr als touristische Kenntnis, wir brauchen Polonisten an den Universitäten, Sprachlehrer an den Schulen und Lektoren und Übersetzer in den Verlagen. Wenn Europa es mit seiner Einigung als Ganzes ernst meint, sollte es kulturpolitisch mehr für seine östliche Region tun: zum Beispiel die Kommunikation der Wissenschaftler und Künstler von Ost und West fördern, zum Beispiel durch die Schaffung einer Europa-Akademie in Krakau, Prag oder Budapest, eines Zentrums der Begegnungen und der Kristallisation von Ideen, auf deren intensiven Austausch zwischen Helsinki, Paris, Rom, Straßburg, Brüssel, Berlin und den nun nach Europa heimkehrenden Metropolen im Osten wir angewiesen sind: um die Gewichte der kulturellen Verständigung etwas gerechter zu verteilen, von den Schwerpunkten im Westen einen Teil nach Osten zu verlagern. Auch nach Norden und Süden. Was Przybyszewski »von Volk zu Volk« nannte, das ist das Näherrücken von Schüler zu Schüler, von Lehrer zu Lehrer, von Leser zu Leser, von Buch zu Buch. Eine Umorientierung von unten, neben der von oben, muß stattfinden, wenn wir tatsächlich wün-

schen, was wir angeblich wollen: die Hausgemeinschaft Europa. Der polnische Philosoph Leszek Kolakowski hat 1977 von dieser Stelle aus gesagt: »Im Haß leben, heißt: im Tod leben.« Das heißt in schlichter Übersetzung: Wer den Frieden gewinnen will, muß Freunde gewinnen. Und dies wiederum heißt: Er muß den anderen verstehen lernen. Er muß den andern anders sein lassen.

Hätten wir die Parabel von Prokrustes und seinem fatalen Bett besser bedacht, wüßten wir, daß sich die Menschen, auch die Völker, nicht gleichmachen lassen, auch nicht dadurch, daß man ihnen ein Stück des Kopfes oder ein Stück ihrer Fortbewegungsinstrumente amputiert. Von Natur aus sind sie alle ähnlich, aber nicht gleich und nicht auf ein Maß zu bringen. Doch zusammen leben sollen, müssen und können sie. Das wäre meine Vorstellung von den Aufgaben, die unsere Bücher im letzten Jahrzehnt dieses Jahrtausends bevorzugt übernehmen könnten. Vielleicht versammelt in einer »Europäischen Bibliothek«, die uns die Einsicht in die Konditionen der Hausgemeinschaft erleichtert und die dem Hausfrieden dieser Gemeinschaft dient.

Lassen Sie mich mit einer Liebeserklärung an das Buch schließen.

Ich liebe das Buch - als solches - in seiner ganzen inneren und äußeren Beschaffenheit. Als Geist und Körper in Einheit. Aber ich liebe das Buch einzeln, einzeln erkennbar - das hat Liebe so an sich -, nicht in der Masse. Ich wünsche mir meine Buchmesse als eine des Maßes, der Mäßigung und des Maßstabs - nicht der Vermessenheit und der Vermassung.

Das Buch - der Gegenstand meiner Liebe - ist für mich Lebensmittel. Es sollte nahrhaft und bekömmlich sein.

Von der Ware zur Wegwerfware ist es bekanntlich nur ein kleiner Schritt. Ich habe Angst, unsere Buchläden und Büchereien könnten sich mit der Zeit in Papiermüllhalden verwandeln. Ich habe Angst, denn ich liebe das Buch.

Es gibt von Jahr zu Jahr immer mehr Bücher. Das Neue macht offener, weiter, reicher. Aber das Modische macht einfallsloser, enger und ärmer. Wohlhabender schon, aber ärmer. Ohne Kompaß finde ich mich in dieser Ebbe und Flut nicht mehr zurecht. Vielleicht tummeln sich deshalb so viele an den Rändern der Literatur, wo der See-gang leicht und seicht an die Ufer plätschert, statt in hohe See zu stechen? Die hohe See der Literatur erfordert eine Kunst der Navigation - und

Furchtlosigkeit vor den Stürmen. Habe ich sie? Ich - Leser, Schreiber, Verleger, Rezensent. Buchhändler? Wer kann sie mir geben? Es gibt Initiativen, die das Lesen fördern und die uns Hoffnung machen. Denn wir müssen in der Tat alle, ob groß, ob klein, das Lesen lernen.

Und lesen bedeutet übersetzen lernen. Wer liest, übersetzt die Gedanken eines anderen in sein eigenes Verständnis; er bezieht die fremde Erfahrung in die eigene ein. Er belebt und bereichert seinen geistigen Stoffwechsel. Lesen ist übersetzen, und übersetzen ist vor allem richtig lesen.

Trotz der Bibliotheken, die wir zum Thema Frieden in Jahrtausenden angesammelt haben, gab es dennoch keinen Frieden in uns und um uns herum. Es gab genauso viele Bücher und Bibliotheken zum Thema Unfrieden, und diese waren vermutlich erfolgreicher. Vielleicht attraktiver. Wahrscheinlich auch lukrativer. Es sollten ein Wille und eine Vorstellung möglich sein, die dem entgegenwirken. Dazu könnten sorgfältig ausgewählte und übersetzte Bücher beitragen.

Das Übersetzen ist ein bewegtes, ein unsicheres Dasein zwischen Alternativen. Aber das Übersetzen hat unverzichtbare pädagogische Qualitäten. Es bündigt Gegensätze. Es bringt Ungleiches auf einen gemeinsamen Nenner. Es übt die Selbstlosigkeit, die Anpassungsfähigkeit und die Toleranz - alles Eigenschaften, die wir dringend nötig haben. Es ist eine der seltenen Botschaften, die zwei sich fremd, oft verständnislos gegenüberstehenden Völkern und Kulturen *zugleich* einen *guten* Dienst erweist. Es baut Ressentiments, Dünkel, geistige Barrieren ab und wirkt somit an den *Grundlagen* der Friedenspolitik mit.

Es genügt, an Herders und Schleiermachers Ruf nach »Gedankenübertragung« zu erinnern, die uns, so Schopenhauer, von der »Nationalbeschränktheit«, die sonst jedem anhaftet, befreie.

Diese Texte sind urheberrechtlich geschützt. Der Nachdruck und jede andere Art der Vervielfältigung als Ganzes oder in Teilen, die urheberrechtlich nicht gestattet ist, werden verfolgt. Anfragen zur Nutzung der Reden oder von Ausschnitten daraus richten Sie bitte an [m.schult@boev.de](mailto:m.schult@boev.de).

Durch die Digitalisierung der Texte können Fehler aufgetreten sein. Falls Sie Fehler entdecken, wären wir Ihnen für eine kurze Mitteilung dankbar.